

## Kapitel 1 – Die stille Villa (Leseprobe)

Der Wind strich kalt über die knarrenden Bäume, ließ die kahlen Äste gegeneinanderschlagen, als Daymira das Fenster ihres Dachzimmers einen Spalt öffnete. Sie mochte ihr Zimmer, dass in dämmriges Licht getaucht war. Die Wände, in tiefem Rot gestrichen, warfen lange, weiche Schatten. Kerzen flackerten in schwarzen Haltern, verteilt auf Regalen und der Fensterbank. Tropfen von heißem Wachs sammelten sich und liefen in dünnen Fäden herab. Die Möbel waren schwer, dunkel, von der Zeit gezeichnet: Ein Eisenbett, dessen Gestänge manchmal leise klirrte, ein wuchtiger Schreibtisch, der nach Tinte und Papier roch, ein alter Kleiderschrank, dessen Türen knarzten, wenn sich das Holz spannte. Dies war nun ihre Welt. Sorgfältig eingerichtet wie ein Bühnenbild. Ein Schutzraum. Eine Festung. Ihre Zuflucht vor allem, was draußen wartete. Hier war sie ungestört und für sich. Weit genug weg von dem Trubel, der unten auf den Straßen vor der Villa stattfand. Hoch genug oben, um alles aus sicherer Nähe zu beobachten. Ein Hauch von feuchter Erde und altem Regen kroch hinein, kühlte die stickige Wärme des Raumes und ließ die Kerzenflammen unruhig tanzen. Es war spät geworden. Der Himmel hing schwer und dunkel über der Villa, als hätte er sich wie ein schwarzes Tuch über die Stadt gelegt. Der Regen hatte inzwischen aufgehört. Es war beinahe so, als hätte selbst das Wetter beschlossen, dass diese Nacht zu still war. Daymira mochte diese Stille. Vor allem nachts. Sie war häufig lange wach und genoss die Ruhe, wenn alles schlief. Sie war gerne allein, fern vom Getöse der Welt. Lärm, Stimmen, Menschen, all das war ihr zu viel. Die meisten Menschen mochte sie nicht. Ebenso wenig wie die Großstadt, in der sie nun lebte. Die Innenstadt mied sie. Die Hektik, die gehetzten Schritte, die hupenden Autos und der nervöse Rhythmus, der dort nie endete, all das war ihr ein Grauen. Von hier oben bemerkte man kaum, wie zentral die Villa lag. Sie lag in einer ruhigen Seitenstraße, wie ein vergessenes Relikt, aus einer anderen Zeit, zwischen modernen Häusern. Hinter ihr begann ein dichter Wald, dunkel und rauschend, und nur wenige Schritte vor ihr lag die Alster. Es war eine ruhige Gegend und trotzdem mitten im Centrum. Von ihrem Platz aus konnte Daymira den Blick über all das schweifen lassen. Die Hauptstraße, die zur Villa führte. Den langen Kiesweg, der sich vom schmiedeeisernen Tor her zog. Ein heller Streifen in der Dunkelheit, verlassen. Daymira saß auf der breiten, schwarzen Fensterbank, die Knie dicht an ihren Körper gezogen. Ein Buch lag aufgeschlagen in ihrem Schoß, die Seiten vom Kerzenschein golden gerändert. Doch sie las nicht. Die Buchstaben verschwammen, lösten sich in bedeutungslose Formen auf.

Ihre Gedanken flatterten fort, unruhig wie Vögel, die gegen Gitterstäbe schlagen.

Etwas stand bevor.

Sie wusste nicht, was, doch sie spürte es. Ein unsichtbares Drängen, ein leises Flüstern im Innern.

Wie das elektrische Knistern in der Luft kurz vor einem Gewitter. Unten im Haus herrschte Stille.

Keine Schritte, kein Stimmengewirr, nur das gelegentliche Knacken der Dielen. Stigan, der einzige Betreuer, der regelmäßig nach ihr sah, hatte sich längst in sein Büro zurückgezogen, ein Raum im Erdgeschoss mit Schreibtisch, überquellenden Regalen, einer Staffelei voller angefangener Leinwände und einer Couch, auf der er manchmal schlief.

Manchmal spielte er abends Gitarre. Sanfte, melancholische Töne, die wie Wasser durch die alten Balken sickerten. Manchmal hörte sie ihnen zu, bis sie einschlief.

Sie mochte diese Klänge.

Vielleicht mochte sie auch ihn, oder zumindest die Tatsache, dass er sie nicht bedrängte.

Stigan sprach wenig, stellte keine unnötigen Fragen.

Er war ein Mann mit Schatten in der Seele. Vielleicht verstand er deshalb, dass sie die ihren nicht teilen wollte. Es war ihr ganz recht, so wie es jetzt war.

Sie genoss es sogar ein wenig und hatte sich mittlerweile daran gewöhnt, die meiste Zeit alleine zu sein. Vor sieben Monaten, war sie noch in ihrem kleinen Dorf.

Dort fühlte sie sich gefangen und wurde das Gefühl nicht los, dass sie nicht dorthin gehörte.

Nun war sie hier. Es war nicht ihre Entscheidung hier her zu ziehen, nicht ganz.

Das Jugendamt hielt es für sinnvoller, wenn Daymira selbständig lebte.

Sie hatte beschlossen, nicht mehr auf eine staatliche Schule zu gehen.

Also verließ sie die Schule, ihr Dorf und die Familie, bei der sie die letzten dreizehn Jahre verbracht hatte.

Es war nie wirklich ihre Familie gewesen.

Die ersten Jahre ihres Lebens hatte sie in einem Waisenhaus verbracht, bis sie von einer Pflegefamilie aufgenommen wurde.

Dort wuchs sie auf, in einem kleinen Dorf außerhalb der Stadt. Nun war sie siebzehn.

Und trotzdem hatte sie nie das Gefühl, irgendwo wirklich dazuzugehören.

Auch in der Schule nicht.

Daymira war klug. Wissbegierig, neugierig, und sie schrieb immer gute Noten.

Aber sie war anders als die anderen.

Mit den meisten Mädchen konnte sie nichts anfangen.

Viele interessierten sich nur für Trends, Klatsch und Tratsch, wer gerade „in“ war und wer „out“.

Andere verbrachten ihre Freizeit in Reitclubs oder Sportvereinen.

Immer in Gruppen, abgeschottet von allem außerhalb ihrer kleinen perfekten Welt.

Die sogenannten "Pferdemädchen" mit Zöpfen und langen Haaren.

Dann gab es noch diese Art von Mädchen, die Daymira "die Tussis" nannte.

Die, die sich tonnenweise Make-up ins Gesicht klatschten und den ganzen Tag nur darüber redeten, wie sie aussahen oder wie andere sie fanden.

Oberflächlich und dumm, dachte Daymira.

Sie machten sich über andere lustig und beurteilten sie nach ihrem Aussehen.

Doch sobald ein Junge sie ansah, kicherten sie wie Micky-Mäuse und rannten kreischend zu ihren Freundinnen.

Daymira hingegen war das alles egal.

Sie hatte kein Interesse an sowas und an Jungs schon gar nicht.

Sie hielt sich lieber im Hintergrund, in der Hoffnung, für die meisten unsichtbar zu werden. Das funktionierte die meiste Zeit ziemlich gut. Bis die Probleme kamen. Vor einigen Monaten fing alles an. Merkwürdige Dinge passierten. Dinge, die sich nicht erklären ließen. Und sie bekam für alles die Schuld. Irgendwann wurde es ihr zu viel. Sie war es leid, ständig verdächtigt zu werden und entschied sich, nicht mehr zur Schule zu gehen. Ihre Pflegefamilie war dagegen. Dabei ging es nicht einmal darum, dass sie es Daymira nicht zugetraut hätten. Im Gegenteil. Sie sagten dem Jugendamt, dass sie ohne Probleme ihren Abschluss von Zuhause aus schaffen würde. Sie war belesen, fleißig, machten immer ihre Hausaufgaben. Es ging ihnen um etwas anderes. Es würde nicht der Norm entsprechen. Und was würden bloß die Leute sagen. Sie war ihnen zu schwierig geworden. Also entschied Daymira, ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen. Weil sie noch minderjährig war, ging die Vormundschaft ans Jugendamt über. Man brachte sie in ein Projekt für betreutes Wohnen. In diese Villa. Ein Auffangbecken für Jugendliche, die nirgends sonst untergekommen waren. Daymira war nun eine von ihnen. Sie hatte ihre Koffer gepackt, Heime verlassen, Gesichter vergessen. Die letzte Pflegefamilie war freundlich gewesen und stets bemüht. Aber sie hatten sie nicht verstanden. Niemand tat das. Wie sollte jemand die Dunkelheit begreifen, die sich wie eine zweite Haut über sie legte? Oder die Gedanken verstehen, die sie ihr ganzes Leben lang verfolgten. *Wer waren ihre Eltern? Wo gehörte sie hin? Würde sie jemals ihren Platz in dieser Welt finden?* Niemand konnte ihr diese Fragen beantworten. Also schwieg sie. Schweigen war leichter als Erklärungen. Schweigen war eine Rüstung. Hier war sie meistens allein und man ließ sie in Ruhe. So, wie sie es wollte. Morgen würde jemand Neues kommen. Ein Mädchen. Mehr hatte man ihr nicht gesagt. Nur, dass sie plötzlich nicht mehr die Einzige in der Villa sein würde. Daymira zog die Beine enger an sich. Das Holz der Fensterbank knarrte unter ihrem Gewicht. In ihrer Brust regte sich ein Gefühl, das sie nicht benennen konnte. Kein Neid. Kein Misstrauen. Etwas anderes. Als würde diese Fremde etwas mitbringen, das sie längst verdrängt hatte. Erinnerungen, schwer und gefährlich, die man lieber im Verborgenen ließ. Sie legte das Buch beiseite, strich mit den Fingerspitzen über den kühlen Einband und blies die Kerzen aus. Eine nach der anderen erlosch, bis die Dunkelheit den Raum verschluckte. Noch war die Villa still. Doch diese Stille trug bereits die Vorahnung in sich, dass sie nicht von Dauer sein würde.

## Kapitel 2 – Das goldene Licht



Der Himmel hatte sich aufgeklart, als Bailey aus dem Wagen stieg.

Ein seltener Sonnenstrahl fiel durch die Äste der alten Kastanien und ließ die Fassade der Villa fast warm erscheinen. Es war still, als Bailey durch das hohe, schmiedeeiserne Tor trat, das mit einem metallischen Klicken hinter ihr zufiel. Der Kies knirschte unter ihren weißen Sneakers, während sie langsam den Weg zur Villa entlangging. Neben ihr zog Herr Lindholm, ein Betreuer des Vereins, ihren Koffer scheppernd über das Kiesbett.

Er hatte den ganzen Weg über kaum gesprochen, und Bailey war das recht gewesen.

Die Fahrt hierher war wie eine Flucht, auch wenn niemand es so genannt hatte.

Die Familie, bei der sie zuletzt gelebt hatte, war in Ordnung gewesen.

Sie mochten sie. Sie waren freundlich. Sorgfältig. Aber irgendetwas hatte sich verändert.

Nicht bei ihnen, sondern bei ihr. Seit einigen Wochen war alles seltsam.

Menschen schauten sie anders an. Zu lange. Zu intensiv. Als würden sie etwas sehen, das sie selbst nicht verstand. Vielleicht war das der wahre Grund für diesen Umzug gewesen.

„Das ist also Villa Aurora“, murmelte sie.

Bailey hatte den Namen schon einmal gehört, aber nie ernst genommen.

Er klang zu sehr nach Märchenbuch. Zu viel Hoffnung, zu wenig Wirklichkeit.

Ein leichter Wind zog an ihrem Mantel, spielte mit ihren langen, goldbraunen bis blondes Haar. In ihrer Brust pochte ein Gefühl, das sie nicht einordnen konnte. Kein bloßes Unbehagen, aber auch keine reine Vorfreude. Eher eine Mischung aus beidem.

Als würde etwas auf sie warten, das längst Teil ihres Schicksals war. Die Eingangstür öffnete sich, noch bevor sie klopfen konnte. Ein junger Mann stand da, vielleicht Mitte zwanzig, schätzte sie nach seinem Kleidungsstil. Er trug eine Cap und einen grauen, lockeren Pullover, der eher zu einem Studenten als zu einem Betreuer passte. Er wirkte gelassen und deutlich jünger, als er vermutlich war. Seine blauen Augen musterten sie freundlich. Einen Moment zu lang sah sie ihm in die Augen. Sie waren blau wie der Ozean und erinnerten sie an die Wellen im Meer. Schöne Augen, dachte sie. Doch auch er sah sie einen Moment zu lange an.

In ihr keimte der Gedanke, dass er bereits ahnte, dass mit diesem Mädchen etwas nicht stimmte. Ihre Unsicherheit kam spürbar hoch.

Doch sein Lächeln war freundlich und ruhig und vertrieb diesen unbehaglichen Gedanken wieder.

„Bailey, oder? Ich bin Stigan.

Willkommen im Übergangprojekt“, sagte er, trat beiseite und ließ sie eintreten.

Herr Lindholm ließ ihren Koffer in der Türschwelle fallen und wechselte ein paar Worte mit Stigan, während Bailey noch über das Wort „Übergangprojekt“ nachdachte.

*Was bedeutete das überhaupt?*

*Ein Übergangprojekt.*

*Wie kann man Menschen als Projekt bezeichnen?*

Der Flur war kühl und roch nach altem Holz und Zitronenöl.

Ihre Schritte hallten über den Dielen und verloren sich in der Stille.

Überall standen Möbelstücke, die wie Kunstwerke wirkten: ein geschnitztes Sideboard, ein schiefer Spiegel mit Goldrahmen.

Etwas an diesem Ort fühlte sich merkwürdig an.

Falsch und doch vertraut.

„Du bist vorerst die Zweite“, sagte Stigan, während er Bailey durch das Haus führte.

„Daymira wohnt ganz oben, unter dem Dach.

Ihr seid beide Teil eines neuen Programms. Es nennt sich teilautonome Betreuung. Das bedeutet, dass du hier zwar Unterstützung bekommst, aber auch viel Verantwortung selbst

trägst. Wir sind nicht ständig hinter dir her, sondern stehen dir zur Seite, wenn du uns brauchst. Du entscheidest selbst, wann du einkaufst, kochst, lernst oder deine Freizeit gestaltest. Ich greife nur ein, wenn es wirklich nötig ist. Es geht darum, dass du lernst, auf eigenen Beinen zu stehen. Viel Freiheit, wenig Aufsicht, wir wollen sehen, wie das läuft.“

Bailey nickte, sagte aber nichts. Ihre Gedanken waren woanders.

Oben, über ihr, in einem anderen Raum, in dem ein fremdes Mädchen lebte, das sie noch nie gesehen hatte. Und doch ... Etwas vibrierte in ihr, ein kaum wahrnehmbares Ziehen in der Brust, dass sie verwirrte.

Ein fremder Präsenz. Jemand, der nicht wollte, dass sie kam. „Dein Zimmer“, sagte Stigan und öffnete eine Tür im ersten Stock. Das Zimmer war hell und freundlich.

Es hatte weiße Holzmöbel und zwei große Fenster mit Blick auf den Garten.

Bailey trat ein, stellte den Koffer ab und sah sich um. „Du hast Glück“, sagte er leise.

„Hier ist es ... anders.“ Sie sah ihn an. Für einen Moment lag etwas in seinem Blick.

War es Unruhe? Oder war es nur ihr Wunsch, mehr in ihm zu sehen, als da war?

„Wie viele wohnen hier noch?“, fragte sie. „Nur Daymira. Bisher.“

Er zögerte, bevor er den nächsten Satz aussprach, fast so, als wäre es nicht ganz seine

Entscheidung gewesen: „Sie ist speziell. Anders. So wie du. Ihr werdet euch sicher ...“

Er machte eine kurze Pause, bevor er den Satz beendete: „... kennenlernen.“

Ich lasse dich jetzt erst einmal allein, damit du in Ruhe auspacken kannst.

Solltest du noch etwas brauchen, komm einfach runter.

Ich bin noch bis heute Abend im Büro.“

Dann ging er, und Bailey blieb zurück, mit einem seltsamen Gefühl in der Magengegend.

Keine Angst. Kein Misstrauen. Etwas anderes.

Ein inneres Beben. Als hätte für sie in diesem Moment ein neues Kapitel begonnen.

Ein Kapitel in dem Buch, das die Geschichte ihrer Bestimmung erzählte.

Es fühlte sich an wie ein flackerndes Licht, das in ihrem Inneren zu wachsen begann.

Zur selben Zeit starrte Daymira an ihre rot gestrichene Wand und lauschte.

Der Klang der Schritte unter ihr war verstummt.

Dennoch spürte sie etwas, ein leises Unbehagen, das ihr sagte, dass sich etwas verändert hatte.

Doch sie entschied sich, in ihrem Zimmer zu bleiben, um zu vermeiden, sich jemandem vorstellen zu müssen.

Sie mochte diese unangenehme Stimmung nicht, wenn man von ihr erwartete, dass sie höflich Guten Tag sagte.

Lieber versuchte sie, dieser Situation so lange wie möglich aus dem Weg zu gehen.



### **Kapitel 3 – Schatten unter dem Dach**

Die Nacht hatte sich über die Villa Aurora gelegt wie ein schwerer, dunkler Vorhang. Bailey saß auf der breiten Fensterbank ihres Zimmers, ein Kissen im Rücken, die Beine angezogen. Die kühle Fensterscheibe berührte fast ihre Wange, während sie durch das doppelte Glas in den mondbeschieneenen Garten blickte. Der Wind bewegte die Äste der alten Bäume. Links am Garten vorbei, in der Ferne, führte ein schmaler Weg hinauf in den Wald. Die Straßenlaternen warfen mattes, silbernes Licht, das durch die Zweige glitzerte. Schlaf wollte sich nicht einstellen. Vielleicht lag es an der fremden Umgebung. Vielleicht auch an dem Gespräch mit Stigan, das ihr nicht aus dem Kopf ging. Oder an diesem seltsamen Gefühl, das sie schon bei ihrer Ankunft bemerkt hatte, als würde jemand in der Villa auf sie warten. Nicht jemand, der sich freute, sondern jemand, der glaubte, etwas zu

verlieren. Bailey hielt es nicht mehr aus. Die Unruhe in ihrer Brust wuchs mit jeder Minute, in der sie regungslos auf der Fensterbank saß. Jetzt meldete sich auch noch ihr Magen. Ein leises, mahnendes Knurren, das sie schließlich dazu brachte, aufzustehen und sich in der noch fremden Villa zu bewegen. Barfuß trat sie auf den kühlen Holzboden und schob die Tür ihres Zimmers vorsichtig auf. Ein kalter Luftzug empfing sie. Die Stufen der Treppe lagen direkt vor ihr, wie eine schmale Schneise in die Dunkelheit. Langsam, fast lautlos, stieg sie hinab. Jeder Schritt knarrte leicht, doch nichts rührte sich im Haus. Unten angekommen, blieb sie kurz stehen. Links lag die Haustür nach draußen, rechts ein schmaler Flur. Sie bog nach rechts ab und stand vor dem Büro der Betreuer. Weiter hinten, vorbei am Büro und dem Badezimmer, lag das Wohnzimmer und ganz am Ende des Flurs schimmerte ein schwaches Licht durch den Türspalt der Küche. War das Licht schon an gewesen? Sie blinzelte. Es war kein grelles Licht, eher warm, ein einzelnes Nachtlicht vielleicht. Vorsichtig setzte sie sich in Bewegung, die Hand an der Wand, den Atem flach. Das Wohnzimmer zu ihrer Linken lag still in Dunkelheit. Nur die Vorhänge bewegten sich leicht, als hätte sie jemand vor wenigen Augenblicken noch berührt. Für einen Moment blieb sie stehen und lauschte. Nichts. Nur das leise Brummen des Kühlschranks, als sie die Küchentür erreichte und öffnete. Bailey trat ein. Die Küche war gemütlich und überraschend modern: schwarze Fliesen, weiße Fronten, eine große Fensterfront mit Tür zum Garten hinaus. Der Bewegungsmelder hatte die kleinen LED-Leisten unter den Schränken aktiviert, und das warme Licht tauchte den Raum in eine beruhigende Atmosphäre. Sie öffnete den Kühlschrank. Joghurt. Eine halbe Gurke. Zwei Dosen Eistee. „Nicht gerade die Auswahl eines Fünf-Sterne-Hauses“, murmelte sie und griff nach dem Joghurt. Dann nahm sie noch eine Banane aus der Obstschale, die auf dem Tisch stand. Als sie den Deckel vom Becher abriss und nach dem Löffel griff, spürte sie es wieder. Dieses Gefühl, als würde jemand hinter ihr stehen. Sie drehte sich um. Doch da war niemand. Nur der Flur. Die Dunkelheit. Und ein Schatten, der dort hinten beim Wohnzimmer flackerte. Aber als sie genauer hinsah, war er verschwunden. Als hätte sie sich das nur eingebildet. Mit der Frucht in der einen und dem Becher in der anderen Hand schlich sie zurück in den Flur. Als sie am Büro vorbeikam, hörte sie plötzlich etwas: Leise gezupfte Saiten, ein melancholischer Rhythmus, der fast in das Summen einer Melodie überging. Es klang schön und traurig zugleich. Bailey hielt den Atem an. Dann verstummte die Musik abrupt. Die Bürotür öffnete sich leise, und Stigan trat heraus. Er hatte eine dunkle, gitarrenförmige Stofftasche über der Schulter und ein paar Notizen unter dem Arm. Sein Blick begegnete ihrem, und für einen Moment schien er überrascht, sie hier unten zu sehen. „Konntest wohl nicht schlafen?“ fragte er mit einem halben Lächeln. Bailey zuckte mit den Schultern und hob den Joghurt leicht an, als müsse sie sich rechtfertigen. „Nur ein bisschen Hunger.“ Stigan nickte, trat aus dem Büro und schloss die Tür leise hinter sich ab.

Ein leises Klacken des Schlüssels hallte im Flur. „Das Haus knarrt nachts. Manche sagen, es lebt. Ich glaube, es atmet nur ein bisschen schwer. Also nicht erschrecken. Es ist schon sehr alt.“ „Klingt beruhigend“, murmelte Bailey ironisch und lächelte schmal. Er deutete mit einem Kopfnicken zur Treppe. „Ich habe heute leider nicht mehr viel Zeit zu plaudern. Es ist spät, und ich bin auf dem Sprung. Einen Schlafplatz im Büro gibt es zwar, aber heute gönne ich mir lieber mein eigenes Bett. Mein echtes Bett.“

Oben unter dem Dach lag auch Daymira wach. Die Stille in ihrem Zimmer war nur scheinbar. Etwas war anders, spürbar anders, seitdem ein zweites Mädchen eingezogen war. Die Luft schien dichter, schwerer, elektrisch aufgeladen. Sie hatte versucht, sich mit Musik abzulenken, doch selbst ihre Lieblingsbands klangen heute fremd. Und dann war da dieses Licht. Ein schwacher Schein, der durch den Türschlitz drang,

obwohl sie alle Lampen gelöscht hatte. Golden, fast wie flüssiger Honig, pulsierte er einen Moment lang und verschwand wieder. Daymira setzte sich auf, ihr Herz klopfte hart gegen ihre Rippen. Sie kannte dieses Licht nicht, und doch kam es ihr erschreckend vertraut vor. Von unten drangen leise Geräusche zu ihr herauf. Bailey nickte Stigan zu und sah auf die Notizen unter seinem Arm. „Künstlerleben?“ fragte sie halb im Scherz. Er sah sie kurz an, ein Funkeln in den Augen. „Eher müdes Betreuerleben. Aber ja, ich male manchmal. Und Musik gehört auch dazu.“ „Gitarre?“ „Ja.“ Er hob die Tasche leicht an. „Du hast mich gehört, hm?“ „Nur ein bisschen. Es klang ... traurig. Oder schön. Oder beides.“ Für einen Moment sah er sie schweigend an, als wollte er etwas sagen, das über ihre Worte hinausging. Dann legte er den Kopf leicht schief und sagte nur: „Du hast ein gutes Ohr.“ Sie gingen gemeinsam bis zur Treppe. Dort blieb er stehen und warf einen letzten Blick Richtung Flur. „Wenn irgendwas ist tagsüber, versteht sich. Heute Nacht, kann leider nicht mehr viel aus dem Hut gezaubert werden.“ „Alles klar“, sagte Bailey. Ein Löffel steckte noch in ihrem Mund, der Joghurt war halb leer. Stigan lächelte ein letztes Mal, dann zog er die Haustür hinter sich zu. Bailey blieb einen Moment stehen und starrte auf das nun verschlossene Büro. Die Worte von Stigan hallten leise in ihr nach. Es war nicht viel gewesen, und doch hatte sie das Gefühl, als hätte er mehr sagen wollen, als ausgesprochen wurde. Sie drehte sich um und stieg die knarrende Treppe hinauf.

Neugierig stand Daymira auf und schlich vorsichtig die Treppe hinunter in den ersten Stock. Kurz bevor sie den Flur erreichte, hörte sie Schritte. Sie blieb im Schatten stehen und beobachtete, wie Bailey die Treppe hinaufkam. Der Löffel in Baileys Hand wanderte gedankenverloren zwischen Becher und Mund. Nur noch ein paar Stufen, dann stand sie vor ihrer Tür. Doch plötzlich hörte sie ein Geräusch. Direkt vor ihrer Zimmertür blieb Bailey stehen. Ihr Blick wanderte den Flur entlang, nach links zur oberen Treppe, woher das Geräusch kam. Dort stand jemand. Es war Daymira. Regungslos, als hätte sie schon eine ganze Weile dort gestanden. Ihre Augen wirkten nachdenklich und fixierten Bailey. Keine der beiden sagte etwas. Die Stille dehnte sich zwischen ihnen aus, bis Bailey schließlich, immer noch mit dem Löffel im Mund, die Tür zu ihrem Zimmer öffnete und hineinging. Der Becher war leer. Als sie hinter sich die Tür schloss, konnte sie das Gefühl nicht abschütteln, etwas Unausgesprochenes im Raum gelassen zu haben. Etwas, das zwischen ihnen hing. Doch keine der beiden war bereit gewesen, es zu benennen. Beide trafen im Flur aufeinander, doch kein einziges Wort fiel. Bailey verschwand in ihrem Zimmer, während Daymira nachdenklich zurückblieb. Die Begegnung war anders gewesen, als Daymira vermutet hatte. Doch was hatte sie überhaupt erwartet? Dieses Mädchen wirkte normal. Vielleicht zu normal. Vermutlich viel zu normal, um sich mit mir gut zu verstehen. Ist auch egal, man muss sich nicht mögen um miteinander zu wohnen. Das Haus ist groß genug, um sich aus dem Weg zu gehen. Zurück in ihrem Zimmer setzte sich Daymira ans Fenster und blickte in die Nacht hinaus. Die Dunkelheit war dicht, doch der schwache Lichtschein des Mondes spiegelte sich auf den Straßen vor der Villa. Sie fragte sich, was Bailey dazu bewegt hatte, mitten in der Nacht durchs Haus zu schleichen. Vielleicht war sie nicht die Einzige gewesen, die von der Unruhe der Villa erfasst worden war? Ein leiser Windhauch ließ die Vorhänge tanzen, und für einen Moment fühlte Daymira sich mit Bailey verbunden. Zwei Fremde in einem alten Haus, jede mit ihren eigenen Gedanken und Geheimnissen.

## Kapitel 4 – Nebeneinander

Die ersten Sonnenstrahlen krochen durch das große Küchenfenster, warfen ein weiches Lichtmuster auf die schwarzen Fliesen und ließen den Raum für einen Moment friedlich wirken. Es roch nach frischem Kaffee, Toast und einem Hauch von Frühling, der durch die gekippte Terrassentür hereindrang. Bailey saß bereits am Tisch. Barfuß, mit einem übergroßen Pulli über dem Schlafshirt. Sie tunkte ein Stück Toast in ihren Kakao und summt leise eine Melodie, die sie nicht mehr ganz zuordnen konnte.

Ihre Haare standen in alle Richtungen, aber ihre Augen funkelten wach und neugierig. Als Schritte die Treppe hinab kamen, hob sie den Kopf. Daymira betrat die Küche mit einem knappen Nicken. Sie trug eine schlichte schwarze Jogginghose, ein verwaschenes Bandshirt, das unter ihrer Pullover Jacke zum Vorschein kam. Sie hatte sich die Haare zu einem lockeren Dutt zusammengebunden.

In ihren Bewegungen lag eine gewisse Wachsamkeit, nicht feindlich, aber reserviert. Ihre Augen glitten nur kurz über Bailey hinweg, bevor sie sich ein Glas Wasser nahm und sich damit an die gegenüberliegende Seite des Tisches setzte.

Ein paar Sekunden lang sagte niemand etwas.

Dann stieß Bailey vorsichtig an.

„Willst du auch Toast?“

Ich habe den Toaster irgendwie überlistet, der springt jetzt sogar rechtzeitig hoch.“ Daymira zuckte mit den Schultern. „Vielleicht später.“ Wieder Stille.

Nur das Ticken der Küchenuhr war zu hören und das gelegentliche Klirren des Bestecks gegen den Teller. Bailey spürte, wie sich die gute Stimmung vom Morgen langsam zwischen ihnen verlor, nicht durch einen Streit, sondern durch diese feine, kaum greifbare Spannung, die in der Luft lag. Die Küchentür öffnete sich lautlos, und Stigan trat mit einem Kaffeebecher in der Hand ein. Sein Blick wanderte von Bailey zu Daymira, dann wieder zurück. Er sagte nichts, aber sein leichtes Nicken war Gruß und Stimmungsabfrage zugleich. „Schon so früh wach?“ Fragte er schließlich, ohne es an jemanden bestimmten zu richten. Bailey zuckte grinsend mit den Schultern. „Hab kaum geschlafen. Und dann war da... Toast.“ Stigan schmunzelte.

„Ein valider Grund, finde ich.“ Sein Blick blieb kurz auf Daymira liegen, die gerade so tat, als sei das Glas Wasser unheimlich interessant. Ihre Schultern waren angespannt, die Hände um das Glas gekrampft. „Wie sieht's aus, Daymira? Heute irgendwas auf dem Plan? Oder darf ich dir einen aus dem Hut zaubern?“ Sie antwortete nicht sofort.

Dann: „Kommt drauf an, was du zauberst.“ Stigan setzte sich nicht, lehnte sich stattdessen mit dem Rücken an die Küchentheke. „Ich dachte an... nichts Spektakuläres. Vielleicht ein bisschen Frischluft, ein bisschen Farbe.“ Er deutete mit dem Kopf zum Garten. „Vielleicht wollt ihr die Hochbeete freiräumen. Das ist pure Wildnis und es wäre mir eine wahre Hilfe. Es ist langweilig genug, um nicht zu stressen, aber nützlich genug, um danach stolz zu sein.“ Das wäre doch was.“ Bailey hob eine Augenbraue. „Ich kann Erde schaufeln. Ich habe sogar einmal einen Kürbis gezüchtet. Der ist zwar nach drei Tagen eingegangen, aber trotzdem.“ Ein kurzer Lufthauch von Humor glitt durch den Raum. Daymira sah zur Seite, dann auf ihre Hände. „Ich kann helfen. Wenn's nicht ewig dauert.“ „Tut es nicht“, sagte Stigan. „Zwei Stunden, dann kriegst du deine Ruhe zurück. Versprochen.“

Er stellte den Becher auf die Spüle, nickte beiden zu und verschwand wieder. Eine Tür klappte in der Ferne zu, dann war es wieder still. Bailey sah zu Daymira hinüber. „Also... Hochbeete?“ Daymira blickte nicht direkt zurück, aber ihre Stimme klang nicht mehr ganz so verschlossen. „Solange du den Kürbis nicht mitbringst.“ Baileys Grinsen war schief, aber echt.

Für einen kurzen Moment schien etwas zwischen ihnen aufzutauen, ein winziger Riss in der dicken Mauer des Misstrauens. Die Morgensonne stand noch tief, als die Tür zum Garten mit einem leisen Quietschen aufschwang. Kühle, klare Luft strich Bailey über die Wangen, während sie ein paar Schritte hinaus trat. Der Boden war noch feucht vom Tau der Nacht, und irgendwo zirpte ein einzelner Vogel gegen die Stille an. Sie drehte sich kurz um, Daymira folgte ihr, mit zusammengezogenen Augenbrauen, als würde sie das Licht erst noch aushalten lernen müssen. „Da drüben“, sagte Bailey und deutete auf die kleinen, verwilderten Hochbeete am Rand der Gartenmauer. „Stigan hat nicht übertrieben. Das ist... Wildnis.“ „Oder Friedhof der Pflanzen“, murmelte Daymira und schob die Ärmel ihres Pullovers hoch. Sie trug wieder Schwarz, aber diesmal wenigstens ohne Kapuze. Sie griff nach der kleinen Schaufel, die Stigan bereitgelegt hatte, und stach entschlossen in das erste Beet. Erde bröckelte. Ein vertrockneter Stängel gab widerstandslos nach. „Weißt du, ich habe noch nie in der Erde gewühlt, ohne dabei Hausarrest zu haben“, sagte Bailey, während sie sich neben Daymira hockte.

„Du? Und Hausarrest? Kann ich mir gar nicht vorstellen. Du wirkst nicht wie jemand der sich gegen Regeln stellt. Ich schon“, erwiderte Daymira ohne aufzusehen. „In der letzten Pflegefamilie, gab es eine Frau, die meinte, Pflanzen würden wenigstens nicht lügen. Ich habe es nie als Strafarbeit empfunden...aber...Mit der habe ich dann manchmal im Garten gearbeitet.“ Bailey sah sie interessiert an. „Klingt nach einer, die was erlebt hat.“ „Hat sie auch. Und sie hat nie gefragt, ob’s mir gut geht. Hat mir einfach eine Gießkanne in die Hand gedrückt. Sehr unkompliziert die Frau. Naja, war besser so.“ „Dann bist du quasi Profi“, grinste Bailey „Dann bist du quasi nervig“, erwiderte Daymira. Für eine Weile arbeiteten sie schweigend. Nur das Kratzen der Schaufeln, das dumpfe Plumpsen alter Erde und das leise Rascheln der Blätter begleiteten sie. Bailey spürte, wie sich etwas löste. Als hätte das einfache Tun, das Graben, Sortieren, Wühlen, die Schwere zwischen ihnen ein wenig aufgelockert. „Weißt du“, sagte sie schließlich, „du musst mich nicht mögen. Aber wenn wir schon hier zusammenwohnen, wär’s nett, wenn wir uns wenigstens nicht hassen.“ Sagte Bailey schließlich. Daymira legte ihre Schaufel beiseite und sah sie zum ersten Mal direkt an. Ihre dunklen Augen waren ruhig, aber nicht kalt. „Ich hasse dich nicht.“ „Das war... schnell“, sagte Bailey zögernd. „Ich bin nur vorsichtig. Du bist neu. Und du bist laut.“ Bailey lachte leise. „Laut kann ich sein, ja. Aber du bist dafür ganz schön still.“ Ein kurzes Zucken um Daymiras Mundwinkel. Vielleicht ein Lächeln, vielleicht nur ein Windstoß. „Vielleicht sind wir genau deswegen zum Graben verdonnert worden“, sagte sie. „Stigan hat schon seine Gründe.“ „Oh, da bin ich sicher“, nickte Bailey. „Der Mann hört mehr, als er sagt.“ „Das ist das Gruseligste, was du bisher gesagt hast“, murmelte Daymira. Und diesmal war das Lächeln deutlicher. Bailey lächelte, diesmal ehrlich. „Stigan fragt auch nicht viel. Irgendwie ganz angenehm, oder?“ Daymira nickte, während sie mit den Fingern die Erde um eine kleine Staude lockerte. „Manchmal ist das Reden das Anstrengendste.“ Ein paar Sekunden vergingen in stillem Einverständnis, dann reichte Bailey ihr eine kleine Schaufel. „Wollen wir die da hinten noch setzen?“ Daymira sah kurz auf, überrascht. Dann nickte sie. „Okay.“ Gemeinsam knieten sie sich neben das Beet. Die Luft roch nach feuchter Erde und langsamem Frühling. Zwischen den leisen Geräuschen der Gartenarbeit mischte sich etwas Neues, keine Worte, aber etwas, das langsam wie Vertrauen wuchs. Daymira schnaubte leise, doch der Ansatz eines Lächelns zuckte wieder über ihr Gesicht. „Profi? Murmelte sie spöttisch vor sich hin. Ich habe vielleicht hundert Tomatenpflanzen ins Jenseits befördert.“

Bailey lachte leise, ein glucksendes Geräusch, das kurz zwischen den alten Mauern der Villa verhallte. „Na, dann hast du wenigstens Erfahrung mit Abschied nehmen.“ „Pflanzen sind besser darin, sich verabschieden zu lassen. Aber ja, wenn man es genau nimmt, konnte ich viele Erfahrungen sammeln, wenn es um Abschied nehmen geht“, murmelte Daymira, fast mehr zu sich selbst. Bailey schwieg für einen Moment, dann setzte sie sich einfach in den feuchten Rasen, die Hände schmutzig, das Knie ihrer Jeans durchweicht. „Ich glaub, du bist besser in dem Zeug als du zugibst.“ „Und du bist nerviger, als du aussiehst“, entgegnete Daymira, aber ihre Stimme klang nicht wirklich böse. „Gewöhn dich lieber dran“, sagte Bailey, „Ich habe vor, hier zu bleiben.“ Sie sahen sich einen Moment an, kein Lächeln, kein Streit, einfach nur ein kurzer Blick, der länger hielt als alle Worte zuvor. Dann stand Daymira auf, klopfte sich die Hände ab und reichte Bailey schweigend eine Gießkanne. Bailey nahm sie ohne ein Wort und trottete zum Wasserhahn, der an der alten Steinwand der Villa befestigt war.

Und während des Wassers in dünnem Strahl in die Kanne plätscherte, dachte Daymira zum ersten Mal, dass dieses Mädchen vielleicht kein Fehler war. Bailey kam gerade mit der gefüllten Gießkanne zurück, als die schwere Holztür zur Villa leise aufschwang. Stigan trat hinaus, ein Aktenordner unter dem Arm, das Handy zwischen Schulter und Ohr eingeklemmt. Die frische Luft des Morgens strich über sein Gesicht, doch er schien in Gedanken ganz woanders. Er flüsterte noch einen letzten Satz ins Telefon, der nur halb verständlich war: „Ja, ich verstehe... Wir sprechen später, Ich sagte doch, ich rufe sie später zurück.“ Seine Stimme war gedämpft, beschäftigt, bis er Bailey und Daymira sah. Bailey und Daymira hielten inne und warfen einander einen neugierigen Blick zu. „Wer war das?“, fragte Bailey, ohne sich zurückhalten zu können. „Geht uns das was an?“, fragte Daymira fast gleichzeitig. Ihre Stimme war etwas schärfer, als sie beabsichtigt hatte, und Bailey reagierte sofort darauf. „Ich wollte doch nur wissen, ob es was Wichtiges war“, entgegnete sie und zupfte ein wenig nervös an einem Zweig. „Das ist nicht euer Thema“, sagte Stigan ruhig, als er das Telefon wieder in seine Tasche steckte. Er kniete sich neben das Hochbeet und begann eine der Pflanzen zu begutachten. „Eher was für die Arbeit.“ Er griff nach einer vertrockneten Pflanze und zupfte vorsichtig an einem welken Blatt. „Und das hat seinen Platz hier sicher nicht.“ Bailey und Daymira wechselten erneut einen Blick, doch diesmal war die Neugier auf das Telefonat zwischen ihnen fast greifbar. „Aha. Arbeit also?“, murmelte Bailey, ohne es wirklich zu wissen, ob sie eine Antwort erwartete oder nicht. „Ja, und ich hätte gerne, dass ihr euch jetzt darauf konzentriert, hier ein bisschen Verantwortung zu übernehmen“, sagte Stigan, seine Stimme immer noch ruhig, aber bestimmt. „Vielleicht könnt ihr dabei helfen, dass hier ein wenig aufzupäppeln.“ Er zeigte auf das Hochbeet, das noch einiges an Arbeit brauchte. „Es ist eine Teamaufgabe.“ Doch seine versöhnlichen Worte und der Versuch, die Aufmerksamkeit wieder auf das Projekt zu lenken, hatten genau den gegenteiligen Effekt. Daymira warf einen Blick auf Bailey und dann auf das Hochbeet. „Na toll, dann haben wir uns den ganzen Tag mit ein paar Pflanzen beschäftigt. Ich dachte, ich kriege nach zwei Stunden meine Ruhe wieder?“ Bailey warf ihr einen schnellen Blick zu und stieß dann zurück: „Ich dachte, es würde dir Spaß bringen. Also was ist dein Problem?“ „Was mein Problem ist?“ „Hast du jetzt ein Problem mit mir?“, fragte Daymira, ihre Stimme ein Stück lauter. Bailey stieß einen leisen, frustrierten Seufzer aus. „Es tut mir leid, dass ich nicht gleich alles auf Anhieb kann. Ich bin nicht sehr geübt darin und offenbar habe ich keinen grünen Daumen, so wie du. Vielleicht hätte ich es dir ja alles

einfach überlassen sollen, hm?“ Der Streit zwischen den beiden wuchs. Stigan, der das Gespräch mit angehört hatte, stand auf und nahm einen tiefen Atemzug. Das war der Moment, in dem er wusste, dass er jetzt etwas tun musste, um beide zu beruhigen. Er klopfte sich die Hände ab, ging dann zu den beiden Mädchen und legte eine Hand auf Baileys Schulter. „Okay“, begann er ruhig. „Ich verstehe, dass ihr beide ein bisschen aufgebracht seid. Aber hört mir bitte zu.“ Er blickte abwechselnd zwischen den beiden Mädchen. „Daymira, Bailey hat vielleicht nicht dieselbe Erfahrung, aber sie ist hier, weil sie etwas lernen will. Und Bailey, ...Daymira hat ihre eigenen Stärken, die du vielleicht nicht auf Anhieb erkennst. Ihr beide habt Fähigkeiten, die zusammen eine große Hilfe für dieses Projekt sein können. Versucht zusammen zu arbeiten. Das wird euch weiterbringen, als wenn jeder sein Ding durchzieht.“ Die beiden Mädchen schwiegen und starrten ihn an, doch der Druck, den Stigan mit seiner ruhigen, aber bestimmten Stimme ausübte, schien sie zu beruhigen.

„Lasst uns doch einfach mal durchatmen“, sagte Stigan weiter. „Niemand ist hier, um irgendwen zu übertrumpfen. Was wir hier tun, ist eine Aufgabe, die wir zusammen angehen müssen. Und wenn ihr wirklich zusammenarbeiten wollt, dann müsst ihr auch bereit sein, euch gegenseitig zu unterstützen.“ Es war ein langsames, aber merkliches Umdenken. Bailey nickte zuerst, dann auch Daymira, die schließlich einen tiefen Atemzug nahm und ihren Blick senkte.

„Vielleicht...

Vielleicht hast du recht“, sagte Daymira schließlich, und Bailey atmete erleichtert auf. „Natürlich habe ich recht“, sagte Stigan mit einem Lächeln, das den Tag ein kleines Stück heller machte. „Warum wechselt ihr jetzt nicht die Seiten und geht das Hochbeet von der anderen Seite an?“ Mit Stigans ruhiger Unterstützung und seiner Fähigkeit, sie immer wieder auf das Wesentliche zu fokussieren, fanden Bailey und Daymira nach einer kurzen Zeit wieder den gemeinsamen Nenner. Und während des Tags verging, kamen sie sich bei der Arbeit doch ein kleines Stück näher. Daymira verschränkte die Arme, Bailey goss demonstrativ die letzte kleine, halbverwelkte Pflanze. „Gärtnern ist meditativ“, meinte Bailey unschuldig. „Aha“, machte Stigan. „Dann war das eben wohl... Zen-Sarkasmus von euch beiden?“ Daymira schnaubte. „ich glaub, bei ihr ist immer alles Zen. Egal ob sie redet, lacht oder nervt.“ „Stimmt gar nicht!“, konterte Bailey, aber ihre Stimme klang nicht wirklich beleidigt. Sie wischte sich mit dem Handrücken eine feuchte Haarsträhne aus dem Gesicht. Stigan nickte langsam, trat ein paar Schritte näher und stellte sich neben das kleine, improvisierte Beet. „Ihr müsst euch nicht mögen. Nicht sofort. Aber es wäre gut, wenn ihr wenigstens aufhört, euch gegenseitig an die Wand zu denken.“ Daymira warf ihm einen schrägen Blick zu. „Ich denke niemanden an die Wand.“ „Gut“, sagte Stigan. „Dann fang bitte auch nicht damit an. Wände haben wir genug hier, aber keine zweite Küche, falls ihr irgendwann beginnt, euch mit Tassen und Tellern, zu bewerfen.“ Bailey grinste, Daymira verdrehte die Augen. Doch etwas in der Atmosphäre hatte sich verschoben, kaum merklich, aber fühlbar. „Ich muss jetzt ins Büro. Das Steuerchaos beseitigt. Herr Lindholm hat mir massig Arbeit übertragen, die ich fertigstellen muss. Falls euch langweilig wird, der Geräteschuppen ist auf, aber bitte keine Motorsägen-Experimente, ja?“ „Was ist mit einem Flammenwerfer?“, fragte Bailey mit ernster Miene. Stigan deutete mit dem Finger auf Daymira. „Nur, wenn du vorher eine Brandschutzprüfung bestehst.“ Lachte er. Er wandte sich ab, blieb aber noch einmal stehen, die Hand schon an der Türklinke. „Und übrigens, es ist schön, euch hier draußen zu sehen. Beide.“ Seine Stimme war einen Moment weicher. Dann verschwand er im Haus, die Tür fiel hinter ihm zu. Bailey sah Daymira an. „Er meint’s

irgendwie ernst, oder?“ Daymira antwortete nicht sofort. Dann sagte sie leise, fast gedankenverloren: „Das ist das Problem.“ „Was meinst du damit?“, fragte Bailey vorsichtig. „Nichts“, entgegnete Daymira etwas zu schnell und wandte sich ab. „Okay...?“ Sagte Bailey verwirrt. Daymira grübelte. Das Telefonat und dieser Unterton in Stigans Stimme ließ sie nicht los. „War das... Etwa jemand vom Amt?“ Fragte sich Daymira. „Um was ging es da wohl?“ Warf Bailey ein. Ein Anflug von Unruhe in ihrer Stimme. Die Fragezeichen blieben in der Luft hängen. „Ich weiß nicht. Irgendwie werde ich das Gefühl nicht los, das es um uns ging. Aber selbst, wenn es so ist, Stigan wird dich halten und uns nichts erzählen. Toll oder? Geheimniskrämerei wie immer“, murmelte Daymira leise, aber deutlich. Ein Rascheln der Blätter, dann war wieder Stille. Die restliche Gartenarbeit verlief wortlos. Es war nichts Dramatisches. Keine pädagogische Großtat. Eher wie das leise Lockern von hartem Boden mit einem kleinen Werkzeug. Am Abend standen Bailey und Daymira im Flur. Nicht einander gegenüber, aber auch nicht mehr im Widerstand. Ein Nicken. Ein geteiltes Glas Wasser. Nicht Freundschaft, aber vielleicht Annäherung? Es war das erste kleine Einverständnis: Wir sind beide hier. Und vielleicht ist das ein Anfang.

## **Kapitel 5 – Auf Augenhöhe**

Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, als Bailey und Daymira widerwillig ihre Plätze am großen Holztisch im Gemeinschaftsraum einnahmen. Vor ihnen lagen ausgedruckte Projektunterlagen, gelblich vom Drucker und leicht schief getackert. In dicken Buchstaben prangte über dem Deckblatt: „Zivilcourage im Alltag. Ein Schulprojekt“. „Na super“, murmelte Daymira und rutschte tiefer in ihren Stuhl. „Menschen, die für andere den Helden spielen wollen. Reine Selbstdarstellung.“ Bailey sah sie aus großen, warmen Augen an. „Oder ... weil sie sich kümmern. Weil es ihnen nicht egal ist.“ Sie lächelte zögerlich. „Ich meine, irgendwer muss ja anfangen, oder? Sonst bleibt alles, wie es ist.“ Daymira schnaubte leise, wandte sich aber nicht ab. Stattdessen blätterte sie im Skript, überflog die Aufgabenstellung und zog eine Augenbraue hoch. „Ein kurzes Rollenspiel. Mit Dialog. Und Plakat. Natürlich.“ „Vielleicht könnte unser Plakat ein Super-Eichhörnchen zeigen, das einer alten Dame die Straße überqueren hilft?“, schlug Bailey vor, ein Funkeln in den Augen. „Mit Umhang. Und Brille.“ Daymira sah sie für einen Moment fassungslos an, dann zog sich ein kaum merkliches Grinsen über ihr Gesicht. „Du bist doch nicht ganz dicht.“ „Danke. Ich nehme das als Kompliment.“ Bailey grinste breit. „Aber hey, wenn du was Besseres hast, ich bin offen.“ Daymira lehnte sich zurück. „Wir machen das nicht kitschig. Wenn wir das durchziehen, dann realistisch. Unverblümt.“ „Unverblümt klingt gut“, sagte Bailey und nickte ernst. „Aber ... darf das Eichhörnchen trotzdem eine Brille tragen?“ Für einen winzigen Moment wirkte es, als müsse Daymira lachen. Doch sie hielt sich zurück, ließ nur ein leises: „Wir werden sehen!“ fallen und beugte sich dann über die Notizen. Bailey bemerkte, dass es das erste Mal war, dass Daymira nicht sofort in den Rückzug ging ... Sie war erst seit ein paar Wochen in der Villa. Vieles war neu, manches fühlte sich noch fremd an, aber das hatte sie erwartet. Bailey hatte den Heimunterricht selbst vorgeschlagen, nachdem die Dinge in ihrer alten Schule merkwürdig geworden waren. Nicht im offensichtlichen Sinne. Es war eher subtil gewesen: Lehrer, die sie lobten, bevor sie etwas gesagt hatte. Mitschüler, die ihr plötzlich alles recht machen wollten. Fremde, die ihr auf der Straße zulächelten, als wäre sie ein lang vermisstes Familienmitglied. Etwas hatte sich verändert, in ihr, um sie herum. Und sie wollte wissen, ob es an ihr lag oder an der Welt.

Der Schulwechsel brachte keine Klarheit. Sie bräuchte eine größere Veränderung in ihrem Leben, um sich selbst zu finden. Widerwillig stimmte ihre Pflegefamilie ihr zu, auch wenn sie sich schwer damit taten, Bailey gehen zu lassen. Eines Tages bekam Bailey Post und hörte von einem neuen Projekt für Jugendliche. Dies schien ihr genau die richtige Möglichkeit zu sein für den Neuanfang, den sie brauchte. Herr Lindholm, der Leiter dieses neuen Projekts, wirkte sehr überzeugend. Somit stimmten ihre Pflegeeltern dem Übergangprojekt zu. Die neue Schule war wie ihre alte, nur mit einem feinen Unterschied. Sie musste nicht mehr jeden Tag hin. Es gab eine Präsenzpflicht von einer Woche im Monat, mit Projekttagen und Sozialpädagogik, die sie begleiten sollte. In der Villa bekam sie ihre Aufgaben per Post oder digital zugeschickt. Einmal die Woche meldete sich eine Lehrkraft über Videochat. Daymira war in einem anderen Programm. Ihre Schule war an das Jugendamt angebunden. Sie bekam ebenfalls Arbeitsmaterial nach Hause geschickt, hatte aber feste Abgabetermine, um ihre Prüfungen und ihren Abschluss zu absolvieren.

Nur heute, wegen Krankheit einer Betreuerin, hatte man die Projektarbeit für beide freigegeben. Es war Heimarbeit angesagt, mit der Chance, die Noten etwas aufzupolieren. Und das bedeutete: Teamarbeit mit Bailey.

„Was sollen wir eigentlich genau darstellen?“, fragte Bailey, während sie sich eine lose Seite zurechtrückte. „Die Aufgaben sagen nur, wir sollen einen Fall von Zivilcourage inszenieren. Irgendwas, das im Alltag passieren könnte.“ „Am besten irgendwas, wo keiner was sagt, aber jeder was denkt. Wie in der Bahn, wenn einer belästigt wird und alle so tun, als wäre nichts.“ Bailey nickte langsam. „Das ist ... gut. Also, nicht die Situation, sondern dass wir sie nehmen. Zeigt, wie schwer es ist, was zu sagen.“ Daymira runzelte die Stirn.

„Oder wie leicht es ist, wegzuschauen.“ Für einen Moment herrschte Schweigen.

Dann nahm Bailey einen Stift und kritzelte auf das Plakatpapier, das noch unberührt zwischen ihnen lag. „Okay. Szene: Öffentlicher Nahverkehr. Zwei Jugendliche beobachteten, wie ein älterer Mann ein Mädchen bedrängt. Und einer von beiden sagt was.“ „Und der andere?“, fragte Daymira. „Zögert. Will nicht auffallen. Aber am Ende steht er auf. Und sagt auch was.“ Daymira legte den Kopf schief. „Bisschen idealistisch, findest du nicht?“ Bailey sah sie an, mit diesem ruhigen, offenen Blick, der manchmal wirkte, als würde er durch Schichten hindurchsehen. „Vielleicht. Aber ich glaub halt, dass Menschen besser handeln, wenn sie sehen, dass einer den Anfang macht.“ „Oder sie lehnen sich zurück und lassen den anderen verlieren.“ Daymiras Stimme war nicht zynisch, nur nüchtern. „Dann lass uns zeigen, dass man trotzdem reden sollte. Auch wenn man verliert.“ Daymira hob eine Augenbraue.

„Du wärst wahrscheinlich die, die dem Typen in der Bahn noch einen Tee anbietet, bevor sie ihn rauswirft.“ Bailey grinste. „Nur, wenn er höflich ist.“ Ein leises Lachen. Kurz. Echte Wärme. Das Eis war noch lange nicht gebrochen, aber es knirschte. Und das war ein Anfang. Bailey kritzelte kleine Superheldenfiguren in den Rand der Projektmappe, während Daymira stumm durch die Aufgaben blätterte. Die Stimmung war halbwegs entspannt, aber ein Funke Unsicherheit lag in der Luft. Wie ein stiller Kompromiss, der noch nicht ganz besiegelt war. „Also“, begann Bailey, „vielleicht spielt einer von uns jemanden, der in der U-Bahn sitzt und sieht, wie eine Frau bedrängt wird. Und der andere spielt ... den Zögernden? Oder den Täter? Oder ...?“ Sie runzelte die Stirn. „Hm, das klingt irgendwie alles zu klischeehaft.“ „Weil es das ist“, erwiderte Daymira ohne aufzusehen. „Diese Szenarien sind doch immer gleich. Und am Ende tun alle so, als wäre Zivilcourage ein Happy End auf Bestellung.“ Bailey legte den Stift weg. „Aber wenn wir’s so sehen, dann bringen wir auch niemanden zum Nachdenken. Vielleicht geht’s gar nicht darum, perfekt zu handeln ... sondern überhaupt zu reagieren.“ Daymira sah sie von der Seite an. „Du meinst, jeder kann ein Held sein? Auch ohne Umhang und Eichhörnchen Brille?“ Bailey grinste.

„Zumindest mit einer gewissen Haltung. Vielleicht ist Zivilcourage ja ... mutig sein, obwohl man Angst hat.“ Für einen Moment war es still. Dann seufzte Daymira.

„Weißt du, ich habe mal erlebt, wie ein Junge in der Bahn zusammengeschlagen wurde. Ich habe nichts getan. Ich war wie eingefroren.“

Und danach kam jemand, der meinte, er hätte alles gefilmt und das wäre jetzt seine Art von ‚Hilfe‘.“ Ihre Stimme war leiser geworden. „Die Welt braucht keine Zuschauer mit Handys. Sie braucht Leute, die den Mund aufmachen und eingreifen, wenn Ungerechtigkeit geschieht.“ Bailey nickte langsam. „Genau deshalb will ich’s versuchen. Auch wenn ich vielleicht was Falsches sage. Lieber falsch helfen als gar nicht.“ Daymira sah sie lange an. Dann zog sie einen Block zu sich und kritzelte ein paar Stichworte hin. „Okay. Lass uns was Echtes machen. Kein Hochglanz-Plakat. Kein gespieltes Drama. Nur ... zwei Menschen, die entscheiden müssen, ob sie was tun.“

Bailey lächelte. „Ich bin dabei. Aber ich sag’s dir gleich: Ich will trotzdem irgendwo ein Mini-Eichhörnchen unterbringen.“ Daymira verzog den Mund. „Wenn’s realistisch bleibt ... darf’s eine Brille tragen.“ Bailey hob triumphierend die Faust. „Wir nennen es: Projekt Brill Hörnchen.“ Daymira schüttelte den Kopf, aber ihr Lächeln war nicht mehr zu übersehen. Den Rest des Tages verbrachten sie über Papieren und Buntstiften gebeugt, inmitten verstreuter Notizen, Papierfetzen und halb leerer Teetassen. Die Sonne wanderte langsam über die Holzdielen, tauchte den Raum in ein weiches Gold. Es wurde gelacht, diskutiert, wieder verworfen und neu gedacht. Selbst Daymira, die sonst jede Gruppenarbeit wie einen Zahnarztbesuch behandelte, wirkte lebendig, fast beflügelt. Sie arbeiteten bis in die Dämmerung. Während Bailey versuchte, dass Brill Hörnchen detailgetreu mit Farbstiften in Szene zu setzen, lehnte Daymira sich zurück und betrachtete sie einen Moment schweigend. „Sag mal ...“, begann sie vorsichtig, „warum gehst du eigentlich nicht mehr zur Schule? Also ... so richtig, meine ich.“ Bailey hörte auf zu zeichnen und blickte hoch. Ihr Blick war offen, aber für einen Moment lag ein Schatten in ihren Augen. „Ich hab’s versucht. In der alten Schule war alles ... normal. Und dann war es das plötzlich nicht mehr. Leute starrten mich an, wollten plötzlich mit mir befreundet sein, obwohl sie vorher nie ein Wort mit mir gewechselt hatten. Es war, als hätte jemand einen Schalter umgelegt.“ Daymira runzelte die Stirn. „Und das war schlimm?“ „Ja“, sagte Bailey leise. „Weil es sich nicht echt anfühlte. Nicht mehr nach mir. Und in der neuen Schule fing das wieder an. Deswegen dachte ich ... vielleicht liegt es an mir. Vielleicht verändert sich was, wenn ich Abstand habe. Also habe ich mich für Heimunterricht entschieden.“ Daymira nickte langsam. „Ich bin nicht weggelaufen. Ich wurde rausgeschmissen.“ Baileys Augen weiteten sich. Doch Daymira zuckte nur mit den Schultern. „Zu viele Fehlstunden. Zu viele Kommentare, die niemand hören wollte. Ich habe nie was zerstört oder so, aber ... ich wurde ständig verdächtigt. Irgendwann hatte ich keinen Bock mehr, Teil eines Systems zu sein, das nur funktioniert, wenn man sich anpasst.“

Bailey lächelte sachte. „Und jetzt sitzen wir hier und basteln ein Eichhörnchen mit Brille.“ „Ironie des Lebens“, murmelte Daymira. Doch es klang nicht bitter, eher wie ein leises Eingeständnis. Sie arbeiteten weiter, bis Projektmappe und Plakat bereit waren. Bevor Bailey das Licht ausmachte, fragte sie noch: „Wie zeigen wir das eigentlich? Online oder vor Ort?“ Daymira zuckte mit den Schultern. „Stigan meinte, es gäbe demnächst wieder einen Präsenztag an der Schule. Vielleicht müssen wir es beide dort vor der Klasse präsentieren.“ „Dann wird’s spannend“, murmelte Bailey. „Ich hoffe, ich verwandle niemanden in einen Fanclub.“ Daymira sah sie schief an. „Falls doch, verspreche ich dir, dass ich immun bleibe.“ Bailey grinste.

